

Bezugspreis:

Wöchentlich 70 Pfennig, monatlich 3 Reichsmark vorwärts zahlbar.

Der 'Vorwärts' mit der Sonntagsbeilage 'Volk und Welt' mit 'Siedlung und Kleingarten' sowie der Beilage 'Unterhaltung und Wissen' und Frauenbeilage 'Frauenstimme' erscheint wöchentlich zweimal, Sonntags und Montags einmal.

Telegraphisch-Adressen: 'Sozialdemokrat Berlin'

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Anzeigenpreise:

Die einseitige Anzeigenspaltbreite 10 Pfennig, Restanzeige 4 Reichsmark, 'Kleine Anzeigen' das fettgedruckte Wort 20 Pfennig...

Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis 4 1/2 Uhr nachmittags im Druckerei-Büro...

Redaktion und Verlag: Berlin SW. 68, Lindenstraße 3

Mittwoch, den 3. Juni 1925

Vorwärts-Verlag G. m. b. H., Berlin SW. 68, Lindenstr. 3

England und der Sicherheitspakt.

Eine offizielle französische Darstellung.

Paris, 31. Mai. (WTB.) Die Agentur Havas veröffentlicht eine offenbar beeinflusste Erklärung über die Stellungnahme der britischen Regierung zur Sicherheitsfrage...

England erklärt sich in erster Linie bereit, mit allen seinen Streitkräften die Unverletzlichkeit der Rheingrenze zu garantieren, weigert sich jedoch, militärisch in dem Fall einzugreifen...

Außerdem gibt England zu, heißt es am Schluss der Havas-Erklärung, daß Frankreich volle Aktionsfreiheit behält, die ihm das Völkerbundsstatut gibt...

Eine deutsche Lesart.

London, 2. Juni. (WTB.) Der Londoner Berichterstatter des Wolff-Bureaus erzählt über den augenblicklichen Stand des Meinungsaustausches zwischen der britischen und der französischen Regierung...

Die Verzögerung des Kollektivschrittes. Auf Wunsch der Reichsregierung!

Paris, 2. Juni. (Eigener Drahtbericht.) Die ursprünglich für Dienstag vorgesehene Ueberreichung der alliierten Entwaffnungsnotnote in Berlin ist, wie vom Quai d'Orsay mitgeteilt wird, auf Wunsch der deutschen Regierung auf Donnerstag verschoben worden...

Wenn diese Darstellung zutrifft, dann ist sie für die Reichsregierung sehr blamabel. Seit Monaten beschwert sich Deutschland — mit vollem Recht — darüber, daß die Alliierten es in Unkenntnis ihrer Beschwerden und Forderungen lassen...

Auch die Begründung dieses Ersuchens ist nicht sehr erhebdend: Herr Stresemann hätte wirklich seinen Pfingsturlaub verkürzen können...

Tatsache ist jedenfalls, daß dadurch die Veröffentlichung der Note um fast eine Woche — von Dienstag bis Sonnabend — ver-

schoben wird. Hoffentlich werden die zuständigen Stellen auch dafür sorgen, daß die Geheimhaltung des Inhalts so streng durchgeführt wird...

daß eine derartige Auslegung den augenblicklichen Erörterungen voraussetzt.

da sich die Frage der Auslegung der aufgestellten allgemeinen Grundsätze automatisch ergeben wird, wenn diese der deutschen Regierung in einer Note mitgeteilt worden sind...

die östlichen Bündnisse Frankreichs im britischen Memorandum nicht erwähnt sind.

Es wird von britischer Seite außerdem darauf hingewiesen, daß alle bisherigen Erklärungen der britischen Regierung zur Sicherheitsfrage den

Grundsatz der Gegenseitigkeit

des geplanten Paktes betont haben. Als nächste Entwicklung wird die Antwort der französischen Regierung auf die britischen Anregungen erwartet.

England sagt: Es hat sich in den letzten Tagen nichts geändert

London, 2. Juni. (WTB.) Reuter erzählt, daß sich in den letzten Tagen in der Frage des deutschen Sicherheitspaktvorschlages nichts geändert habe und daß der nächste Schritt von Frankreich geschehen müsse...

Morgan stabilisiert die Lire. Ausreichende Valutaanleihe für Italien.

Rom, 2. Juni. (WTB.) Zwischen dem Konsortium der unter dem Vorsitz des Generaldirektors der Banca d'Italia vereinigten Emissionsbanken einerseits und dem Vertreter der Bank Morgan in New York andererseits wurde ein Abkommen getroffen...

Die belgische Linkskonzentration. Katholische Demokraten und Sozialisten.

Brüssel, 2. Juni. (Eigener Drahtbericht.) Der Generalrat der Sozialistischen Partei verhandelte am Dienstag über die Regierungskrise. Den Hauptgegenstand bildete die Frage, ob die Sozialisten unbedingt auf dem Amt des Ministerpräsidenten bestehen sollten...

Frankreich hat jetzt das Wort! Am Wendepunkt der europäischen Politik.

(Von unserem Londoner Korrespondenten.)

Wohl selten ist eine politische Entscheidung von ausschlaggebender Tragweite für die große Öffentlichkeit so völlig unbemerkt geblieben wie die Entschlüsse, die das britische Kabinett in seiner jüngsten Sitzung gefaßt hat...

Das monatelange Leistreten in der Frage des Sicherheitspaktes, das seit dem französischen Echo auf die große Rede Chamberlains im Unterhaus zur Gewohnheit geworden war, ist vorüber. Der Ministerrat hat sich — wie verlaufen, sogar einmütig — gegen jede Zumutung, England in die osteuropäischen Fragen hineinzuziehen, ausgesprochen...

Nach dieser jüngsten Entscheidung des britischen Kabinetts muß auch in Frankreich die Klärung eintreten. Frankreich kann nicht hoffen, jemals mehr von England zu erhalten. Denn man weiß in Paris nur zu genau, daß man von England niemals bekommen kann, was eine Regierung verweigert...

Wie wird sich Frankreich nun entscheiden? Man übersieht hier in England keineswegs die Bedeutung, welche die Abmachungen mit der Kleinen Entente und mit Polen für Frankreich haben, man weiß aber auch auf der anderen Seite, daß Frankreichs Abhängigkeit von England und Amerika...









Das Zündholz, das uns heute so ziemlich als der unentbehrlichste Gebrauchsgegenstand erscheint, kann in diesem Jahre seinen neunzigsten Geburtstag feiern.

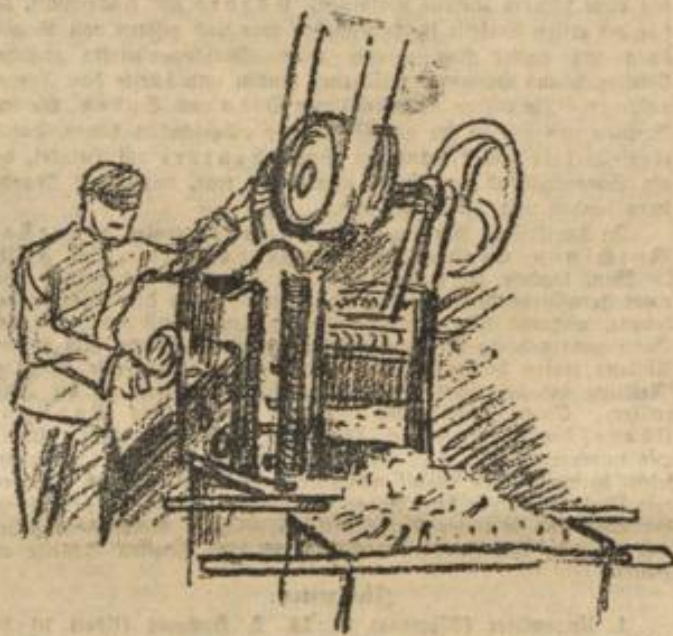
Die ersten Zündhölzer.

Die Herstellung der ersten Phosphorzündhölzer geschah in äußerst primitiver Weise. Kammerer hat seine ersten Zündhölzer durch Spalten mit einem einfachen Messer erzeugt.

Die Holzbearbeitung.

Das Hauptgebäude einer modernen Fabrik ist in der Längsrichtung in zwei nebeneinanderlaufende Abteilungen geteilt. In der einen werden die Zündhölzer, in der andern die Schachteln hergestellt.

Krieges waren Rußland und die heutigen Randstaaten die fast einzigen Bezugsstellen für das damals in Deutschland fast ausschließlich zur Zündholzfabrikation benutzte Alpenholz.



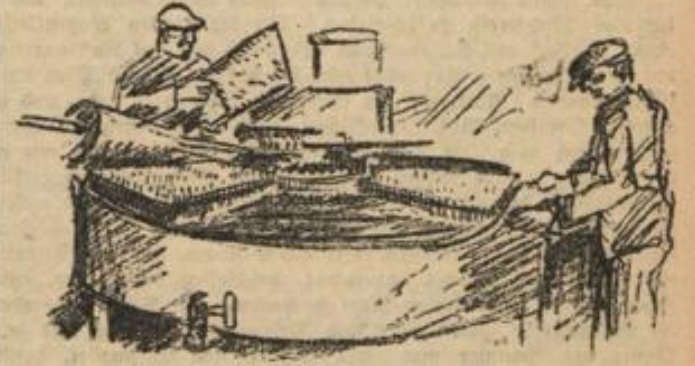
An der Holzabschlagmaschine.

Baumstämme werden in langen Stämmen, noch mit der Rinde versehen, den Zündholzfabriken geliefert.

befreit und darauf in das eigentliche Fabrikgebäude gebracht. Hier werden die Klöße je nach ihrer Eignung entweder der Schälmaschine für Hölzer oder der für Schachtelspan zur weiteren Bearbeitung zugeführt.

Der 'Holzdraht'.

Die Holzdrahtabschlagmaschine ist eine Art Hadmochine. Der Span wird von zwei gezahnten Walzen gepackt und in gleichmäßigem, der Stärke eines Zündholzes entsprechendem Abstand dem auf- und niedergehenden Messer und einem Trennapparat zugeführt.



Die Arbeit an der Tunkmaschine.

hergestellt werden, wird der Imprägnierungsflüssigkeit die entsprechende Farbe beigegeben. Vom Imprägnierapparat wird der Holzdraht auf ein Transportband abgelegt.

Die Schachtelherstellung.

Wenden wir uns nun der zweiten Abteilung der Fabrik zu, in welcher die Schachteln gefertigt werden. Die auf der Schälmaschine geschnitten und mit Einschnitten versehenen Spanbänder werden in Paketen in die Spanschnidemaschine gebracht.

Schnod.

Ein Roman von See und Sümpfen.

Von Svend Fleuron.

Außer der Junge und den Stoppzähnen tritt jetzt auch der Saugfisch und in Lätigkeit, und die Schädelknochen weiten sich wie bei einer Schlange.

So ist denn nichts anderes zu machen: Schnod muß ihm die Freiheit wiedererkennen! Sie spreizt den Rachen, löst die Greifzähne, die sich wie bei einer Kreuzotter willig um ihre Wurzeln drehend, in die senkrechte Lage zurückkehren.

Der Reifer, welcher mit seinem starken Schwanz, der frei aus dem Hechtrachen herausragt, während der ganzen Schlacht gewaltig um sich gehauen und Schnod von der einen zur anderen Seite geworfen hat, merkt plötzlich, wie sich die Zwangsjacke lockert, und fährt mit einem Rud nach hinten.

Er ist noch immer im Hechtrachen, und er kann nicht freikommen, denn er hat seine zwölf starren Rückenstacheln in den Gaumen des Feindes gehohlet.

Die Stacheln beginnen sie zu quälen, der ganze Mundvoll föhrt sie, sie kann nicht mehr genügend Atemwasser in die Kiemen bekommen; das wenige, was sich trotz des Nebels einen Weg in ihre Mundhöhle bahnt, hat der Nebel selber nötig; sie merkt, wie er in ihrem Rachen atmet, unablässig, mit allen Zeichen der Erregung gehen seine Kiemenblätter auf und zu und sichern sich ihr Teil am Wasser.

te muß Luft haben — und in unerbittlicher Wildheit beginnt sie, mit der Schwanzschraube um sich zu peitschen.

So geht der Kampf sich eine lange Zeit hindurch mit wechselndem Glücke fort.

Bald hat Schnod die Oberhand und schüttelt ihren Widerjacher, daß der Schwanz des Barsches ihr willenlos um die Boden flacht und ihr den einen Badenstreich nach dem anderen versetzt.

Er mattet und erschöpft fallen sie auf die Seite. Das Blut in ihren roten Kiemen zirkuliert kaum noch, ihre Kräfte ebbten ab — und nun kann man nicht mehr sagen, daß einer von ihnen der Führende wäre.

Jetzt wechseln sie sich nur noch darin ab, hier und da mit dem Schwanz zu klatschen und zu versuchen, den Rumpf wieder in die richtige Lage zu bringen.

Schnod, deren Kiemen dem freien Wasser zunächst liegen, ist noch am Leben und bei all ihren Sinnen; der Reifer dagegen ist schon halb ins ewige Leben hinübergerutscht.

So heben sie sich empor und treiben wie tot an der Oberfläche umher.

Der Donner rollt über den See. Eine stehende Sonne und drückende Wärme haben längst schon das aufziehende Unwetter angekündigt endlich ist es losgebrochen.

Der himmlische Salut beginnt weit fort in dem fernsten Winkel, wo die Schiffswälder sich um die Mündung des Baches drängen, und bricht großend, knisternd hervor.

Unterhalb des Waldhügels an der Seeferse, dort wo alle Lappentaucher zusammengesunken sind, liegt einer der großen Vögel vor Anker.

Der See siedet und kocht ringsum; die sandgrauen Wellentäler sind angefüllt mit brechenden Blasen.

Alle Fische sind aus dem schlagen Wasser in die Tiefe geflüchtet, wo sie so weit von der Oberfläche entfernt sind, daß sie das Geschlingel des Wellenschlags und der Dünnungen nicht trifft.

Das wilde Wetter hautt Laach Leben ein; jetzt sind ihre Chancen groß! Die Fische können in dem ausgewählten Wasser nichts erkennen, sie werden aus dem Kurs geworfen.

Sich mit den empfindsamen Barsüden nordwärtslaufend, gleitet sie aus ihrer Höhle, die auf der östlichen Seite des unterirdischen Berges sich befindet.

Schnods weißer Bauch ist nicht mehr nach unten gewendet; die Farbe, die sonst den Fisch mit dem Wasser in eins verschmelzen ließ, hätte sie sehr gut dem Blick desjenigen verborgen, der von unten heraufschaut.

Das Boot macht sich die Pause zwischen den Wettern zunutze und begibt sich auf den Heimweg.









## Jubilate! Jubilate!

Von Wilhelm von Koellen.

Jahrtausendfeier am Rhein! Kundige Leute haben errechnet, daß das Rheinland heuer 1000 Jahre zum Reiche gehört. Doch Kundigere haben herausgefunden, daß die 1000 Jahre schon Anno 1885 verstrichen waren. Damals ist es im Drang der Geschäfte übersehen worden. Man holt das Fest nun fröstig nach.

Wenn die Franzosen und eifrige Ueberzeugten im Reiche behaupten, die ganze Jahrtausendfeier sei ein chauvinistischer Rummel, so tun sie den Rheinländern Unrecht. Am Rhein gibt es keine Völkerhege, nur Karneval, immer und immer Karneval. Ob es Krieg ist oder Revolution, ob Rindtause oder Beeridigung, ob Wallfahrt oder Freigeistererei, ob Kaisergeburtstag oder Präsidentenbesuch, immer ist irgendwo der Schmelntlang der Karrenkappe, der Duft von Braten und die Blume alten rheinischen Weines zu spüren.

Franzosen, beruhigt euch: wo rheinische Bürger tafeln, wird nie gefungen: „Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen!“ Dies Lied wächst weiter östlich, wo der Boden höchstens Spargel, nie aber Trauben trägt. Die Jahrtausendfeier ist keine europäische Gefahr, aber ein Zeugnis deutscher Kultur von Anno 1925, an der Deutschlands Sozialisten nicht mit geschlossenen Augen vorübergehen sollten. Sie zeigt nämlich, daß „wir“, das heißt die befracten Epigen der Behörden, genau dort wieder anfangen, wo wir Anno 1913 in des festfrohen Wilhelm letztem Jubeljahr aufgehört haben: Festessen und Festtrinken für einige Tausend, denen es auch daheim an Wein und Fleisch nicht fehlt, und die anderen, die den ganzen Jimt mitbezahlen, lesen am anderen Tag in ihrer Zeitung, wen alles von Ministern und Bürgermeister, von Präsidenten und Professoren, von Parlamentariern und Räten „man bemerkte“.

Aber seien wir ehrlich: sooft und soviel ist in Deutschland selbst vor dem Kriege noch nicht auf Regimenten und Kosten getafelt und gezeit worden wie in diesem Jubeljahr am Rhein. Zwar leistete auch München bei der Museumsfeier an Rassenabfütterung der Ehrengäste heroisches, aber der kostspielige Scherz dauerte doch nur Stunden; am Rhein aber währt er Tage, Wochen, Monate, ein Jahr! Jedes Reft läßt aus seiner Chronik durch einen besessenen Oberlehrer noch eine besondere Belagerung oder sonstige Kauferei entdecken, die nach 500 oder 600 Jahren einer großen Fresserei oder Sauserei auf Kosten des Stadtbüchlers würdig ist.

Im edelsten Wettkampfe aber liegen Köln und Düsseldorf. Seit Jahrzehnten gönnt keine der anderen die Luft und das grüne Wasser des Rheins. Jede will die rheinische Hauptstadt sein, jede will besonders glänzen. Also feiern sie, was die Räder der Bürgermeister und Stadträte nur aushalten können, und laden landauf landab ein, was Lust verspürt, sich am Rhein einmal ordentlich vollzutun. In Köln jagen sich die Empfänge, Frühstücke, Banketts und Festmähler. Der Oberbürgermeister kommt aus dem Tischreden gar nicht mehr heraus. Zug von Köchen wird gesucht. Zum preußischen Stadttag wurden — man sagt — 900 Gäste öftentlich und koffienlos respiziert. Wenn es 800 waren, genügt es auch. Alles hungernde Bürgermeister und ähnliche Zeitgenossen. Da selbst dieses Fest die Weinorräte und die Schlachthallen nicht genügend erschöpfen konnte, kam die Stadt auf den genialen Gedanken, den ganzen Deutschen Reichstag nach Köln einzuladen, um ihn in der Stadt der Heinzelmännchen bewirten zu lassen. Endlich ein Ausblick auf eine, wenn auch leicht alkoholisches „Einheitsfront“ und „Volksgemeinschaft!“ Dem Reichstag war es aber doch ein wenig geniert, so mir nichts dir nichts zum Jahrtausendjubillieren nach Köln zu fahren; er schickt nur 28 allen Strapazen gewohlene Mitglieber hin.

Mittlerweile strengt sich auch Düsseldorf an. Es hat ja ab und zu das rheinische Parlament, den Provinziallandtag, in seinen Mauern. Der wird Mitte Juni eifrige Tage statt Parlamentieren recht fleißig potulieren, und mehr: man wird den ganzen

Provinziallandtag samt Journalistentribüne und Regierungsbank verladen, um ihn über Köln nach Koblenz sich durchjubillieren zu lassen, und unterwegs und am Schluß wieder Festessen und Festtrinken.

Wochen geht diese Jubelstunde nun schon vor sich, Monate wird sie noch dauern. Dann wird sich der Karneval, diesmal wohl endlich auch polizeilich erlaubt, anschließen. Zuschauer sind neben hunderttausend dreiviertel verhungerten Erwerbslosen, neben etlichen Millionen halbverhungerten Arbeitern und ihren Kindern, neben den verzweifeltten Opfern des Abbaues und der Inflation, neben den kärglich entschädigten

## Ruth Fischer



führt zum Kampf gegen Hermann Müller, der den russischen Kaviar beleidigt hat.

Ausgewiesenen auch 150 000 fremde Soldaten, Ententepolitiker und Ententeagenten. Denen sollen wir beibringen, daß Deutschland unter der Last der Reparationschulden zusammenbricht und die Deutschen am Rhein unter der fesslichen Rot, die ihnen „die schwarze Schmach“ und die weiße Befahrung bereitet, vertrauen und verkümmern.

Was ist das? Reden wir deutsch: Heuchelei und politische Dummheit und im Hinblick auf die wahrhaft große Rot im Lande auch unmenschliche Rohheit! Schade, daß dieser Rittesrummel, bei dem nur noch die — im besetzten Gebiet verbotenen — schwarzweiß-roten Fahnen fehlen, ein Unternehmen schändet, das wirklich Ernst und Charakter trägt: die Jahrtausendausstellung in Köln. Alles andere aber, gute Leute, ist elendester, spleißiger, melodramatischer Kitzsch und überste Blechmusik.

Die Kerle, die mit Fäusteln und Knüppeln im Herbst 1923 die Separatisten niederschlugen, haben Laten getan. Schwermüde wird man sie zu diesen Jubelstufen einladen, und dazu darf man ihnen gratulieren, denn so herunterzukommen, haben sie wirklich nicht verdient.

## Gestohlene Schiffbrüchige.

Von Wilhelm Beder-Altenbruch.

Die Rettungsstationen der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger haben in diesem Winter ausgiebiger als sonst Gelegenheit zur Betätigung ihres segensreichen Rettungsdienstes aus Seenoat gehabt. Zumal soweit die im Nordseegebiet liegenden Stationen in Frage kommen. Denn seit Jahren nicht brausten die Weststürme mit solch kurzen Unterbrechungen und solcher Festigkeit über die heimtückischen Küstengewässer der Nordsee dahin wie in den diesmaligen Wintermonaten. Das führt dann in den an Untiefen reichen Außengewässern der breiten Flußmündungen zu einer schnellen Auseinanderfolge von Schiffsunfällen aller Art und läßt die wackeren Befahrungen der Rettungsstationen oft kaum richtig zur Befinnung kommen. Solche Zeiten lassen dann aber auch nicht nur den Segen dieses Rettungsdienstes in seinem vollen Ausmaße erkennen, sondern sie zeigen vor allem auch in verklärendem Lichte die ganze, oft ans Uebermenschenliche grenzende Hingabe, mit der diese zähen, wortfargen, aber doch so umsichtigen Männer der Wasserante ihren schweren Dienst erfüllen.

Und diese Hingabe beweist alle gleichermaßen so einmütig, daß es dadurch zu einem rühmlichen Wettstreit kommt, der im vereinzelt liebreiheren dann eines tragikomischen Anstrichs nicht entbehrt. Um die gefährlichen Außengewässern der Nordsee sind durchweg mehrere Rettungsstationen gruppiert, um so schnell und ausgiebig als nur möglich in Seenoat geratenen Schiffen Hilfe bringen zu können. Da ist eine Station auf der äußersten Festlandszipfel, der sich andere auf den im Stromlauf liegenden Feuerlöchern und den nächsten Inseln anschließen. Die Rotfignale eines Schiffes sind häufig mehreren Stationen sichtbar, und es legt man jede ihren Ehrgeiz herein, als erste an der Unglücksstätte heftend eingreifen zu können.

Das führte nun einmal zu einem tragikomischen Rettungswert. Die Festlandsrettungsstation hatte einen in höchster Seenoat befindlichen großen Schoner gesichtet, und es war ihrer Mannschafft gelungen, sich als erste durch Sturm und Brandung an das gestrandete Schiff heranzukämpfen. Es war ihr auch bereits geglückt, die ersten drei Leute der Befahrung ins Rettungsboot zu bringen, als die schwere an der Strandungsstelle herrschende Brandung eine weitere Aufrechterhaltung der Verbindung mit dem Schoner einstweilen zur Unmöglichkeit machte. Da die einsehende Ebbe in der Nähe der Strandungsstelle bereits eine hochragende Mattenplatte hatte freilaufen lassen, entschloß man sich, die drei Schiffbrüchigen dort einzuweisen in Sicherheit zu bringen, um dann die Fortsetzung des Rettungswerts um so unbehinderter aufnehmen zu können.

Als dann auch das Rettungsboot der nächsten Inselstation nahte, mußte sich die Führung in arger Enttäufung davon überzeugen, daß die Festlandsrettungsmannschaffen bereits vor dem Abschluß des Rettungswerts standen. Diese Enttäufung wich jedoch schnell einer unerwarteten freudigen Ueberschätzung, als die Inselaner die drei Schiffbrüchigen auf der Mattenplatte entdeckten, an die sie nun schnell herantraten. Ehe diese Geretteten so recht wußten, was ihnen geschah, waren sie bereits in das schnell wieder nach der Insel heimwärts fahrende Rettungsboot hinübergezogen worden.

Derweilen war es den ersten Rettungsmannschaffen gelungen, auch den letzten Mann der Befahrung des gestrandeten Schoners in Sicherheit zu bringen, während man das Schiff selbst, das auf einer Sandbank hoch aufgerannt war, einstweilen seinem Schicksal überlassen mußte.

Wie groß war aber das Erstaunen, als man die auf der Mattenplatte ausgelegten Schiffbrüchigen nun mit heimholten wollte und sie nicht mehr vorfand. Man suchte einstweilen vergebens nach einer Erklärung für ihr Verschwinden, denn es war noch Lage der ganzen Verhältnisse ausgeschlossen, daß sie doch noch der Flut zum Opfer gefallen wären.

Und das bestätigte sich dann auch erfreulicherweise, als der Rettungszug wieder daheim eintraf. Da lag bereits die Drahtmeldung der Inselrettungsstation vor, daß sie drei Mann vom dem gestrandeten Schoner gerettet habe.

„Samoll, häst sie wat von gerettet,“ brummte der graubärtige Bornmann des Rettungsbootes grimmig vor sich hin. „Gestohlen, muß dat heeten. Ganz gewöhnlicher Diebstahl, als un Herr Nachtwärter zu seggen plegt. Ober lat jem man, dat fahrt dit Seeröberoolk von de Insel so recht ähnlich.“

## Schwester Libella.

Von Claire Studer.

Eine Wand von Gefühlsdonner schloß das Feldlazarett ein, das nur durch einige Kilometer von der Front getrennt war. Wie graue, franke Geier duckten sich die gebrechlichen Schuppen und Scheunen vor den Augen, die sich manchmal in die Höhe verirrten. Wenn die Türen hallig auf- und zuflogen, sah es aus, als klotterten sie vor Angst mit den Flügeln.

Das Lazarett war erst vor einigen Stunden flüchtig aufgeschlagen worden, denn die Armeen gingen zurück. Der Schreden vor einem neuen Abbruch, die ungeheure Tonleiter des Schmerzes, jugende, hilflose Hände und stampfende Schlacht fieberten über den Platz. Alles, was sie zerlegt, zerfissen und unbrauchbar gemacht hatte, wurde von Tragbahnen, Sanitätswagen und Karren hier ausgehoben. Der festgefrorene Schmerz der Verwundeten taute in der Sicherheit in Stöhnen und Schreie auf, die sich schauerlich an den Höfen niederschlugen.

Schwester Libella, Schwester Libella! Der Name fiel weich aus den verhärteten Mäandern der Träger. Er duftete den Verwundeten nach Sommer, Bergsee und durchsichtigen Flügeln. Schwester Libella allein konnte das Entsehen aus den Augen entfernern, das noch von der Schlacht darin lagerte. Sie hielt ihr Herz wie eine Schale hin, um das Blut der Sterbenden aufzufangen. Es war, als stöße aus der Schmalheit ihrer Hände ein Glanz, und die stellen Falten der Schwesternhaube standen wie Strahlen um ihr marienhaftes Gesicht. Jeder Kranke, über dem ihre Sternaugen aufgingen, begann zu lächeln, ein schüchternes, vergessenes Lächeln aus der Knabenzeit. Ihre weichen Worte schmelzten die von Qual verschütteten Säge, so daß das frühere Gesicht darunter zum Vorschein kam. Durch das Fieber strahlte es selig auf; denn so stand einmal, damals, in einer hellen Zeit, die Mutter neben ihrer Kinderkrankheit, und sie fühlten sich wieder klein und geborgen.

Ein scharfes Kommando zerriß ägend den Platz. Schwester Libella wurde sehr blaß und ihre bläulichen Hände zitterten in Angst. Oberstabsarzt von Rinsty befahl die Verwundeten zur Operation. Sie flog zusammen mit den Hilsschwestern in das Operationszimmer, um Instrumente, Verbände und Chloroformmasken bereit zu legen. Der Stabsarzt stand dabei und wählte boshaft in ihrem Gesicht. Sie entriß es seinem Blick und zog die Wäste der Gleichgültigkeit darüber. O, sie haßte ihn, wie er rothaarig in seiner weißen Rehergerchürze da stand und auf Menschenfleisch wartete! Sie neigte sich dem kleinen, blauen Unterarzt zu, der wie seine eigene Bekle umschah, und flüsterte: „Wenn ich doch die Jungen

draußen vor dem roten Leusel schlügen könnte!“ Dann trat sie mit noch verschloffenem Gesicht an den Operationstisch. Die Schreie von draußen rüttelten an der Tür. Das war stärker als ihr Stolz. Sie zerbrach ihn und übertrömte stehend das steirne Gesicht des Arztes mit ihrem Blick, um ihn für die Kranken zu erweichen. Der freute sich über ihre Demütigung, und triumphierend fiel sein Auge mit dem sinnlich-ergebenen der Kartofenschwester zusammen. Schwester Libella sah ihn nicht mehr, der erste Verwundete wurde hereingetragen.

Der Operationstisch überrichte im Juden der Gefährte. Es war noch ein Knabe, den man hinauslegte. In wenigen Minuten war die Kugel aus seiner Schulter entfernt. Unter der Keiternmaske brach unaufhörlich sein Schrei: „Mutter!“ hervor. Der Uebergang von ihr in den Krieg war zu plötzlich über ihn gekommen.

Ein Blick des Stabsarztes brachte den zweiten Soldaten. Der schrie gellend aus einem unertröglischen Schmerz heraus, rollte die Augen wie verstante Glastugeln hin und her und bekam eine Morphiumsprihe. „Prachtvoller Fall“, sagte der Stabsarzt und neigte sich über den Nächsten. Schwester Libellas zuende Kerven, die nur noch wie zerbrochene Drähle über dem seit Wochen ununterbrochen funktionierenden Operationstisch hingen, wurden von den Worten wie von einer Säge zerföhren.

Ein fürchterlicher, grellroter Ton, der aus dem nächsten Verwundeten aufstieg, spaltete ihr Herz wie ein Blitz und sie fühlte es wie einen verkohlten, schwarzen Felsen unter der Brust. Da breite sie sich Gedärme aus einem verquollenen Haufen Fleisch wie Wesse über dem Tisch aus. Während der Arzt in dem Menschenstuh herummühlte, stieg noch einmal der runde, zerreiende Ton aus dem Geföhrteten auf, rollte zur Decke hinauf und wieder herunter, überschlug sich, zerbrach und erfolh in der Agonie. „Ab in die Scheune. Weiter! Operation nur zeitraubend, nützt doch nicht mehr viel“, sagte er laut während der nächsten Untersuchung. Die Worte fielen durch das geföhrtete, glühende Fleisch des Kranken in sein Herz. Sein Blick richtete sich spiz auf wie ein glänzender Dolch und boherte sich in das rohe Gesicht des Arztes. Aber der genoh sich in seiner Nacht, glücklich, daß er Oberschwester Libella, die sich seit Monaten seiner Gültigkeit, in ihren Schühlingen traf, daß er diese „heilige“, wie er sie verächtlich bei sich nannte, in die Seele stechen konnte.

Ein ähnlicher Fall folgte. Mit einem: „Weg, weg“, wurde jetzt die Diagnose gefürzt und eine schnelle Handbewegung warf den Sterbenden zu den Leichen in der Scheune, drüben, hinter den Baracken. Einem alten Landsturmmann mußte das brandige Bein abgenommen werden. Der süße Duft des Keiters und das Knirschen der Säge wühlten den Raum und die Kerven auf, die ein finsternes „Fertig“ zerföhrt.

„Kein Gott, noch ein Bein“, grinst der Stabsarzt, „heut beigen wir mal wieder mit Beinen“. Das furchtbare Aufzucken des Berwundeten unter dem roten Blig ging in der Kartofe unter. Der Mensch in dem Unterarzt schüttelte ganz automatisch gegen seinen Borgelagten den Kopf. Die Kartofenschwester lachte ein beifälliges, erotisches Lachen. Aber Schwester Libella weinte nach innen. Ihr ganzes Herz war in Auflehnung gegen diesen erimenschen Fleischer. Sie fühlte sich so verbraucht von diesen Monaten lauflösen Widerstandes; denn weistrand wie sie war, war sie hilflos gegen jede Gemeinheit. Blutige Menschen wurden wie hinter Schleieren an ihr vorbeigetragen. Gefangene. Diese russischen Schweine stinken wie die Pest“, fragte die Stimme des Stabsarztes und er rührte sie geekelt an.

„Licht, Licht, meine Augen leben doch noch, tut nur das Gitter fort, Licht!“ Ein getrümmter Menschenmund jammerte es. Blutiges Haar klebte an zerbrochener Stirn; zwei leere Höfen voll Eiter, Schmutz und Blut lagen darunter und der Verwundete, nur schwach von den Pflegern abgewehrt, rieb mit blutledigen Händen darin umher, um Licht zu bekommen. Sein Fieberwahn glaubte noch immer an die Binde, die ihm vor den Augen lag. Erst als ihm ein Befehl die Hände fesseln ließ, bäumte er sich gegen die Stimme, schrie: „Blind? Sagen Sie es mir, nie wieder sehen, es gibt keine Sonne mehr? Schwarzes Leben, blind?“ Und noch in der Kartofe fragte sein zitterndes Entsehen: „Blind?“

Schwester Libella schlugen die Zähne vor Mißleid, als ihm die Augenhöfen und damit die letzten Spuren des Lichts ausgeetrocknet wurden, die Augen, denen man die Welt gestohlen hatte.

Ein dunkler, krauser Pole schrie nach Frau und Kindern, bestelle um Morphium, um ein Ende, um Tod. Er krümmte sich unter dem rasenden Wühlen eines Blasenschulles. Der Stabsarzt warf ein knackendes: „Jüdische Remmel!“ über ihn und holte sich Beifall aus den schwülen Skavenaugen der Kartofenschwester.

„Wieviele sind es noch?“ schrie er dann blaurot hinaus. „Seit Stunden sind die Geföhle still, und hier ist kein Ende!“

„Herr Oberstabsarzt, nur noch zwei Russen, aber einer der Kerle bleibt nicht auf der Bahre liegen.“ Mit Hilfe des Unterarztes brachte man den Mann herein. Ein hailloses Bündel, von gelben und schwarzen Blasen bedeckt. Es weinte, lachte und tanzte auf der Tragbahre. Die gräßlich verzerrten Augen rissen große Löcher in die Wand.

„Zu dreiviertel verbrannt“, brummte der Stabsarzt und es klang wie: Schlechtes Wetter heute.

„Könnte gerettet werden, wenn einer ein Stück Haut abgäbe. Geben Sie Morphium und ab in die Scheune!“ (Schluß folgt.)

